

---

**Henrike Lähnemann/Sandra Linden (Hgg.),** *Dichtung und Didaxe. Lehrhaftes Sprechen in der deutschen Literatur des Mittelalters.* de Gruyter, Berlin – New York 2009. IX/494 S., € 99,95.

Für das Mittelalter ist ein Verständnis des Didaktischen als Differenz zur Dichtung anachronistisch, weil didaktische Ansprüche in allen literarischen Gattungen artikuliert werden. Der Band rückt Didaxe gattungsübergreifend ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Durch die Betonung des lehrhaften Sprechens kommen performative und pragmatische Aspekte in den Blick, die jeweilige Inszenierung von Vermittlerpersona und Rezipientenbezug. Anliegen der Herausgeberinnen ist es, die „Vielschichtigkeit und Varianz didaktischen Sprechens“ (S. 3) abzubilden.

Der Band versammelt Vorträge des deutsch-englischen Kolloquiums zum Thema „Lehre in Dichtung und Lehrdichtung“ (Newcastle, 15.–17. April 2009) und wurde durch weitere Beiträge aus dem Kollegenkreis Christoph Hubers zur Festschrift für diesen ergänzt. Die Beiträge sind chronologisch und nach Gattungsgesichtspunkten in sieben Abschnitte vom 12. bis zum 15. Jahrhundert geordnet, am Ende sind eine Auswahlbibliographie zur Lehrdichtung und ein Schriftenverzeichnis Christoph Hubers beigegeben.

Eingangs behandelt der Abschnitt „Grundlegung“ Lehre in der Literatur des 12. Jahrhunderts. Anna Mühlherr („Zwischen Augenfälligkeit und hermeneutischem Appell. Zu Dingen im *Straßburger Alexander*“) zeigt, dass Gegenstände im Roman als paradigmatische Reflexion über Aggression und *mâze* lesbar sind. Ziel des Textes sei es, dass sich der Rezipient von unbesonnener Impulsivität distanzieren. Almut Suerbaum („Die Paradoxie mystischer Lehre im *St. Trudperters Hohelied* und im *Fließenden Licht der Gottheit*“) zeigt, wie die Texte zwischen der Vermittlung lehrbarer Inhalte und einer Lehre als Nachvollzug, die auf Selbstvervollkommnung zielt, differenzieren. Dabei strebe das *St. Trudperters Hohelied* die Selbstvervollkommnung in der klösterlichen Gemeinschaft an, das *Fließende Licht* dagegen entwerfe Selbsterfahrung als Entfremdung von Gott und den Men-

schen. Die Funktion jener auf Nachvollzug zielenden Passagen, die oft in einem hohem poetischen Ton verfasst sind, problematisiert Suerbaum als Aufgabe einer Poetik des Didaktischen. Cora Dietl („*violentia* und *potestas*. Ein fuchsischer Blick auf ritterliche Tugend und gerechte Herrschaft im *Reinhart Fuchs*“) fragt nach der im Prolog behaupteten didaktischen Funktion des Tierepos angesichts dessen, dass hier nicht vom regulierten Kampf des höfischen Ritters erzählt wird, sondern vom Fressen und Gefressenwerden, nicht von legitimer Herrschaft, sondern von Gewalt. Im Wechsel der Erzählperspektiven sieht Dietl ein Instrument der Kritik an autoritativ beglaubigter Macht. Justin Vollmann („Wer wen wie behandeln soll. Formelhafte Moraldidaxe in mittelhochdeutscher Epik“) untersucht in 75 Texten Formeln wie: *die riter empfienc er alle wol./als man liebe geste sol*. Ein solcher Matrixsatz im Präteritum mit Nebensatz in Gegenwart bzw. Futur, der das Modalverb *suln* enthält, bezieht erzähltes Geschehen auf eine verpflichtende Norm. Solche Formeln etablieren sich in der Epik und kommunizieren insbesondere Regeln der Gastfreundschaft.

Im zweiten Abschnitt („Poetische Transformationen. Lehrhaftes Sprechen in der höfischen Lyrik“) sucht Derk Ohlenroth in einem Hartmann von Aue zugeschriebenen Lied („Leiden im Glück oder *Sus sol ein man des besten sich versehen* [zu MF 211,27]“) den Widerspruch zwischen dem Schicksaloptimismus der minnedidaktischen Eingangstrophe und dem Ernst der Folgestrophen aufzulösen. Leider münden die vielen genauen Textbeobachtungen am Ende in Spekulation: Ohlenroth konstruiert eine intertextuelle Auseinandersetzung Hartmanns mit dem *Reinhart Fuchs* und behauptet, dass der im Tierepos erwähnte Walther von Horburg ein Interlokutor gewesen sei, der während eines Vortrags des *Reinhart Fuchs* jene Strophe zum Besten gegeben habe, die Hartmann in seinem Lied zitiere. Dass ein ironischer Umgang mit lehrhaftem Sprechen durchaus im Möglichkeitsbereich des Minnesangs liegt, zeigt Manfred Günter Scholz („Inkompetente Instanzen, defizitäre Tugenden. Lehren von *minne* und *mâze* in der höfischen Lyrik“). Der Beitrag betrachtet Minnelieder, welche *minne* und *mâze* didaktisch aufeinander beziehen. Am Ende dieser Textreihe steht Walthers *aller werdekeit ein füegerinne* (L 46,32ff.). Im inszenierten Scheitern der Didaxe erweisen sich hier jene Instanzen, die dem Minnenden *mâze* nahelegen, als inkompetent, der Unterwiesene als unbelehrbar. Frieder Schanze („Scharfe Schelte. Drei unedierte Strophen im Ehrenton Reinmars von Zweter“) legt Untersuchung, Edition, Übersetzung und Kommentar zu drei bisher nicht oder nur partiell edierten Strophen Reinmars von Zweter vor: Neben einer Invektive gegen einen Homosexuellen wird eine Scheltstrophe mit exzessivem Schimpfwortgebrauch geboten und schließlich die Beschimpfung eines Ritters, der Spielmann sein will. Dieses literatursoziologische Problem war als Gegenstand der Sangspruchdichtung bisher unbekannt.

Der dritte Abschnitt („Epische Umsetzung. Lehrhaftigkeit im höfischen Roman“) enthält mit dem Festschriftbeitrag von Klaus Ridder („Grenzüberschreitungen. Tabu-Wahrnehmungen und Lach-Inszenierungen in mittelalterlicher Literatur“) eine Untersuchung des ‚kühnen Griffis‘ in den Schritt bei Wolfram, Neidhart, Wittenwiler und in Fastnachtspielen ohne didaktischen Bezug. Sandra Linden („Die Amme *der edelen herzen*. Zum Konzept der *moraliteit* in Gottfrieds *Tris-*

tan“) zieht in genauer Lektüre die intratextuellen Linien zum Hapaxlegomenon *moraliteit* nach. Linden zeigt, dass es sich nicht in einer konventionellen Morallehre, die auf die *elegantia morum* zielt, erschöpft, sondern durch seine Umschreibungen mit zentralen programmatischen Passagen des Romans verbunden ist und so mit Blick auf den höheren Wert der *minne* konzeptionalisiert und ästhetisiert wird. Gottfrieds Entwurf kehrt Thomasins Ausführungen zu den *âventiuren* (Roman als Schule der Tugend) um: Die Tugendlehre ist der Weg zum Roman (S. 130). Man könnte in der Konsequenz aus diesen Überlegungen vielleicht noch weiter gehen als die Verfasserin. Handelt es sich nicht letztlich um eine Inversion didaktischen Sprechens, wenn *moraliteit* so für die Zustimmung zur Ehebruchsminne als höchstem ethischen Wert funktionalisiert wird? Die narratologischen Aufwände, derer es bedarf, um dergleichen wieder rückgängig zu machen, zeigt der Beitrag von Christine Thumm („Aus Liebe sterben. Inszenierung und Perspektivierung von Elyes Liebestod in Rudolfs von Ems *Wilhelm von Orlens*“). Rudolfs von Ems Inszenierung von Elye als pflichtbewusste Fürstin und zugleich unbedingt Liebende entfaltet sich im Dialog mit der hochproblematischen Minnekonzeption im *Tristan*. Bei Rudolf wird der gesellschaftsfeindliche Charakter absoluter Liebe im Sinne einer normvermittelnden Fürstenlehre umgeformt. Der Beitrag von Annette Gerok-Reiter („Waldweib, Wirnt und Wigalois. Die Inklusion von Didaxe und Fiktion im parataktischen Erzählen“) extrapoliert an einer Episode einerseits Strategien der Identifikation von Leser und Figur (Freisetzung von Fiktionalität), andererseits gegenläufige Verfahren der Distanzierung (Didaxe). Beide Aspekte sind auf der Mikroebene des Textes verschränkt. Modellhaft beansprucht Gerok-Reiter so die historische Narratologie zur Erschließung einer impliziten Poetik mittelalterlicher Erzählkunst. Ulrich Barton („*Manheit* und *minne*. Achills zweifache Erziehung bei Konrad von Würzburg“) diskutiert Achills Liebe zu Diomena, welche der Achill-Roman des Statius als Irrweg des Helden wertete, die in Konrads *Trojanerkrieg* jedoch aufgewertet wird als Teil eines heldischen Erziehungsprogramms. Konrad funktionalisiert Gottfrieds Konzept einer Veredelung des Herzens im Liebesschmerz. Die Feminisierung Achills bei Konrad relativiert eine bloße *manheit*, die als höfisch insuffiziente *wildheit* gestaltet wird.

Im vierten Abschnitt („Lehrdichtung und lehrhaftes Sprechen im 13. Jahrhundert“) behandelt Christoph Schanze („Himmelsleitern. Von Jakobs Traum zum *Welschen Gast*“) die Veränderungen des biblischen Bildes der Himmelsstiege in Texten und Bildern. Er zeigt die Umprägung des Bildes zum allegorischen Weg der Tugend, der den Menschen in den Himmel führt, und Thomasins eigenständigen Umgang mit den Traditionen. Elke Brüggem („Minne im Dialog: Die *Winsbeckin*“) behandelt Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte sowie diskursive Performanz des Mutter-Tochter Dialogs, in dem vermittelt wird, wie junge Frauen das männliche Begehren in die Form des ritterlichen Frauendienstes kanalisieren sollen. Die dynamische Dialogführung

(häufige Sprecherwechsel, kritische Einwendungen) legt die Konstruktion von Weiblichkeit offen, im konventionellen Modell finden sich Risse, welche höfische Liebe als männliches Spiel, in dem es um Dominanz geht, zeigen. Franz-Josef Holznagel („Der Weg vom Bekannten zum weniger Bekannten. Zur diskursiven Verortung der Minnebispiel aus dem Cod. Vindob 2705“) sieht im ersten Teil der *bispiel* eine Anknüpfung an das Abgesicherte und im zweiten Teil etwas relativ Neues, dessen Geltung vom Vorausgehenden abhängt. Die *bispiel* verhandeln normative Entwürfe des Frauendienstes ohne theologische, rechtliche oder politische Überlegungen. Nützlichkeits erwägungen dominieren. Die Evidenz der Minnelehre werde durch literarische Traditionen generiert: die Beobachtungen der Natur und des Sozialen sind insbesondere der Fabel nachgebildet. Paul Sappeler („Zur Lehrhaftigkeit der *Treuen Magd*“) zeigt, wie in diesem Märedrei verschiedene Demonstrationszwecke konkurrieren. Die erotischen Abenteuer eines Schreibers sollen einerseits zeigen, dass Gebete nützlich sind. Im Epimythion wird die Loyalität einer Magd gelobt, die ihre Herrin und den Schreiber vor Entdeckung bewahrt. Entschieden werden soll zudem, ob Ritter oder Gelehrter die bessere Lebensform sei. Durch diese Überlagerungen wird das Exemplarische der Erzählung eingeschränkt.

Im fünften Abschnitt („Medialität und Vermittlung von Lehre im 14. und 15. Jahrhundert“) greift Franziska Küenzlen („Lehrdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Die Bearbeitung von Jacobus de Cessolis Schachtraktat durch Konrad von Ammenhausen“) auf den von Koch/Österreicher entwickelten Unterschied von konzeptioneller Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit zurück. In Konrads Bearbeitung des *liber de moribus* für ein Laienpublikum wird die konzeptionelle Schriftlichkeit der Vorlage umgeprägt. Die starke Präsenz des Sprechers, spezifische Techniken der Leserlenkung, erzählerhafte Züge sowie inszenierte Dialogizität weisen auf nächsprachliche Prägung der Schriftkompetenz. Heike Sahn („Inszenierte Wappen. Zu Poetik und Funktionen der heraldischen Totenklagen Peter Suchenwirts“) erläutert die Verfahren der Blasonierung, weist auf Bezüge zu Wappenschilderungen in Kampfszenen der höfischen Literatur hin und entwickelt Hypothesen über mögliche Weisen der Aufführung dieser Texte in heraldisch geschmückten Räumen. Rebekka Nöcker („Fabula und proverbium. Zur textkonstitutiven und didaktischen Funktion des Proverbiums im Äsop-Kapitel des *liber de moribus*“) untersucht die Gattungsinterferenz von Fabel und Sprichwort, Spruch oder Sentenz. Anhand der Sentenzeinschübe in den Epimythien des Äsop-Kapitels legt Nöcker im Rückgriff auf die Quellen der Proverbien die Kompilationstechnik dar. Burghart Wachinger („Spruchreihen im Lied“) behandelt Oswalds von Wolkenstein Lied Kl 115, eine Umarbeitung von Freidanksprüchen. Anlässlich der fehlenden gedanklichen Kohärenz der Sprüche im Lied befragt er die Tradition sangbarer Spruchreihen nach versteckten Formen der Kohärenz. Wachinger entwickelt die Hypothese, dass für Rezipienten später Sangspruchdichtung weniger die Gedankenkohärenz relevant gewesen sein könnte als vielmehr eine Stilkohärenz (etwa Frauenlobs Neologismen, präziöse Genitivverbindungen, *figurae etymologicae*).

Der nächste Block des Bandes gilt der „Lehrhaftigkeit in der geistlichen Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts“. Nigel F. Palmer („Turning many to righteousness. Religious didacticism in the *Speculum humanae salvationis* and the similitude of the oak tree“) behandelt einen Text, der über die Typologie Heilsgeschichte vergegenwärtigt. Palmer bespricht eingehend Datierung, Entstehungskontexte, Rezeption und Gründe für die Attraktivität des Textes im deutschsprachigen Raum. Die didaktische Funktion des Textes wird über das Baumgleichnis im Prolog erschlossen: Die verschiedenen Teile einer im Kloster

gefallten Eiche werden auf elf verschiedene Berufe nach Bedarf aufgeteilt. Im Prolog fungiert das Gleichnis für die Begründung einer unvollständigen Allegorese der Heiligen Schrift und die Bevorzugung einer auf Einzelaspekte sich beziehenden Typologie. Palmer zeigt, wie in diesem Text für Laien Lehre und Erbauung zusammengeführt werden, und perspektiviert das Baumgleichnis auch daraufhin: Die elf Berufe repräsentieren das Kloster als Gleichnis für die Laiengesellschaft der Welt. Das *Speculum humanae vitae* sei ein Steinbruch, in dem alle Schichten der Gesellschaft ihre Lehre finden. Annette Volging („Allegorie und Didaxe in Konrads *Büchlein von der geistlichen gemahelschaft*“) untersucht gleichnishafte Rede in der mystagogischen Allegorie. Die Brautmystik kombiniert Passagen des Hohenliedes mit Gleichnisreden Jesu, wobei leichte Veränderungen der Gleichnisse Jesu möglich sind, da sie als Fiktionen zu didaktischen Demonstrationszwecken verstanden wurden. Didaxe zielt dabei sowohl auf Wissensvermittlung als auch auf Besserung. Auch Michael Rupp („Wegweisung zur Begegnung mit Gott. Religiöse Belehrung in einer Altzeller Predigthandschrift“) widmet sich der didaktischen Funktionalisierung gleichnishafter Rede. Ausgehend von der Polyfunktionalität mittelalterlicher Predigttexte zeigt Rupp, wie die verschiedenen Arten der Nutzung solcher Texte modelliert werden. Die Altzeller Predigthandschrift kombiniert Predigten der Postille Hartwig/Heinrichs und jene des Friedrich dem Karmeliter zugeschriebenen Plenars. Bei Hartwig/Heinrich werden die biblischen Gleichnisse ausgedeutet. Im Plenar soll der Rezipient darüber hinaus selbst ein Denken in Bildern einüben. Empfang und Generierung von Bildern werden zusammengeführt in der Meditation über die Perikope. Aus der Anleitung zum Sich-Versenken wird Mystagogie. Henrike Lähnemann („*Per organa*. Musikalische Unterweisung in Handschriften der Lüneburger Klöster“) zeigt eine musikpädagogische Landschaft eigener Prägung, die sich am Ende des 15. Jahrhunderts im Gefolge der Bursfelder Reform ausbildet. Untersucht wird, wie mit der liturgischen Erneuerung musikalisch inspirierte Andachtsmodelle umgesetzt werden. Lähnemann geht dabei besonders der Spielanweisung *per organa* nach, welche nicht notwendig auf Instrumentalmusik zielt, sondern auf die Herzensorgel, und so zum inneren Nachvollzug der im Schöpfungsjubel gegebenen Festlichkeit auffordert.

Christoph Huber erläutert in seinem Beitrag („Didaktischer Pluralismus und Poetik der Lehrdichtung. Zum *Ritterspiegel* des Johannes Rothe“) den überraschenden Titel des letzten Abschnitts „Didaktischer Pluralismus. Johannes Rothe und seine Wirkung“. Das im *Ritterspiegel* auszumachende unabgegoldene Nebeneinander von Unvereinbarem betrachtet Huber als Ausdruck einer Poetik der Wiederverwendung. Vieles gilt nebeneinander, nicht die großen Systeme, sondern das im Alltag Nutzbare ist relevant. Huber zeigt, wie diese Poetik in den Lehrdichtungen in einprägsame Bilder gefasst wird. An Rothe demonstriert

Huber, wie unter den schwachen Verknüpfungen kulturelle Konfliktpotentiale aufscheinen. Pamela Kalning („*Ubi sunt*-Topik im *Ritterspiegel* des Johannes Rothe zwischen lateinischen Quellen und literarischer Gestaltung“) legt die Kompilationstechnik Rothes dar und argumentiert gegen die These, Rothes Bildung speise sich aus Florilegien. In den *memento mori*-Passagen des *Ritterspiegels* zeigt sie eine charakteristische Kombination von *Ubi sunt*-Topik mit Namenskatalogen auf, die so nur in Bonaventuras *Soliloquium* zu finden ist, was auf Rothes ausführliche Arbeit mit lateinischen Quellen hinweist.

Der Beitrag von Martin Schubert („Johannes Rothe als didaktischer Chronist“) geht didaktischen Redeweisen in Rothes Chroniken nach, wo mit ihnen gattungstypologisch nicht unbedingt zu rechnen ist. Didaktische Passagen haben insbesondere die Eingangssätze zu den Kapiteln, die am Akrostichon des Textes hängen, das 758 Buchstaben enthält. Dadurch ergeben sich immer wieder andere Buchstaben, als jene, die für die chroniktypischen Formeln zu Kapitelbeginn in Frage kommen. Aus solchem „Akrostichon-Zwang“ folgen Ausbrüche aus dem chronikalischen Duktus. Gunhild Roth („Das Rechtsbuch des Johannes Purgoldt und seine Reimvorreden“) und Volker Honemann („Das Bild der Gerechtigkeit im Rechtsbuch des Johannes Rothe/Johannes Purgoldt und seine Tradition“) widmen sich den Umarbeitungen und Ergänzungen der Rechtsschriften Rothes im 100 Jahre später entstandenen Rechtsbuch Purgoldts. Roth betrachtet diese Bücher im Zusammenhang der Rechtsfindung, die dazu führte, dass verschriftete Rechtsmaterialien unsystematisch anwuchsen und von Zeit zu Zeit durch Stadtschreiber gesichtet und geordnet werden mussten. Dieser Aufgabe gingen sowohl Rothe als auch Purgoldt nach. Roth widmet sich insbesondere den Reimvorreden zu den einzelnen Büchern. In ihnen werden Bilder der idealen Verfassung einer Stadt und der sittlichen Reife der Amtsträger entworfen und den beklagenswerten Eisenacher Zuständen gegenübergestellt. Eine Handschriftenbeschreibung bietet Roth im Anhang. Honemann widmet sich der didaktischen Funktion und den Traditionen einer Illustration im Rechtsbuch. Die Darstellung der Gerechtigkeit kombiniert verschiedene Traditionen: einerseits *Iustitia* mit Schwert und Waage, andererseits die blinde (ohne Ansehen der Person richtende) und handlose (unbestechliche) *Iustitia*. (Bedauerlicherweise fehlt im Band eine auf S. 477 angekündigte Federzeichnung.)

Das Anregungspotential dieses Bandes ist enorm, beeindruckend bereits der durch die Beiträge exemplarisch behandelte Zeitraum und das abgedeckte Spektrum literarischer Gattungen. In ihm werden implizite Poetiken des Lehrhaften entworfen, die weiter zu diskutieren sind. Mehrfach wird insbesondere anhand von geistlichen Texten dargelegt, dass neben der Wissensvermittlung auch Techniken der Selbstvervollkommenung, Habitualisierung, Besserung zur Anwendung kommen, Frömmigkeitstechniken, die mitunter multimedial betrieben werden: durch Text-Bild-Arrangements, unter Einbezug von Musik. Gezeigt wird der Austausch zwischen verschiedenen Wissensformationen, der sich in lehrhaftem Sprechen vollzieht, ebenso wie der Tatbestand, dass lehrhaftes Sprechen oft auch von poetischen Traditionen geprägt ist. Dass für eine Beurteilung lehrhafter Texte die Berücksichtigung ihres medialen Status und des Rezipientenbezugs notwendig sind, ist ein weiteres Mal eindrücklich klar geworden. Dis-

tanzierungen, Inversionen oder Überformungen lehrhaften Sprechens in fiktionalen Texten wurden ebenso aufgewiesen wie Versuche einer Re-Didaktisierung ambivalent gewordener literarischer Traditionen. Die Zusammenschau der Beiträge ist bestens dazu geeignet, neue Fragen zu produzieren. So wäre der Entwurf der Läuterung der *edelen Herzen* bei Gottfried auf sein Verhältnis zu den geistlichen Traditionen von Habitualisierung zu befragen etc. Zu monieren ist allenfalls der Versuch der Herausgeberinnen, einen auch literaturgeschichtlichen Bogen von den Anfängen um 1200 bis in die frühe Neuzeit zu schließen. Nach Auskunft des Vorworts sei im Umfeld der Überlieferungszäsur 1200 eine Experimentierphase gegeben, welche der Konventionalisierung didaktischen Sprechens vorausgehe. Entworfen wird das Bild einer jungen Literatur, die sich das Sprechen über Lehrhaftes erst experimentierend neu erschließen muss: Dafür aber sind die im ersten Abschnitt versammelten Beiträge nicht repräsentativ. Der literarhistorische Anspruch, einen Bogen von Grundlegungen bis zum 15. Jahrhundert zu beschreiten, wäre allenfalls innerhalb einer Gattungsgeschichte zu leisten. Da diese aber – zu Recht – von vornherein suspendiert ist, lassen sich solche Teleologien angesichts der Heterogenität der zu behandelnden Phänomene nicht durchhalten. Dies ist auch nicht notwendig, denn seine innere Kohärenz gewinnt der Band (zumindest bei den Beiträgen, die sich explizit dem Didaktischen widmen) durch die Fokussierung auf lehrhaftes Sprechen in seinen mannigfaltigen literarischen Inszenierungen.

---

**Tobias Bulang:** Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207–209, D-69117 Heidelberg, E-mail: tobias.bulang@gs.uni-heidelberg.de